Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 28 (1972)
Heft: 3

Artikel: Für und wider die Grossschreibung
Autor: Studer, Eduard / Müller-Marzohl, Alfons
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421066

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

erstreben, ist mir dies auch im Deutschen zum Bedürfnis geworden. Über der Arbeit an dem französischen Buch (über Bachs Orgelkunst) kam ich zur Klarheit über die meiner Natur entsprechende Schreibweise.

(Aus: Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken, 280 Tausend, Hamburg, Verlag Meiner, 1955, S. 54 ff.)

Für und wider die Großschreibung

Die Frage ist immer noch hängig. 1963 schien sie mit dem ablehnenden Entscheid der Schweizerischen Orthographiekonferenz endgültig aus Abschied und Traktanden gefallen zu sein. Aber das letztjährige Symposium in Wien, ein Vorstoß im deutschen Bundestag vor zwei Jahren und derjenige unseres Mitglieds Prof. Dr. Louis Wiesmann im Basler Großen Rat zu Anfang dieses Jahres zeigen, daß das Problem nicht aus der Welt geschafft ist.
Dies bewog den Vorstand des Sprachvereins, an seiner Jahresversammlung am 12. März in Freiburg i. Ü. Für und Wider von neuem erörtern zu lassen. Die beiden Redner faßten Gründe und Gegengründe so träf zusammen, daß von vielen Seiten der Wunsch geäußert wurde, sie schwarz auf weiß zu besitzen. Hier sind sie.

Was für die Großschreibung spricht

Von Prof. Dr. Eduard Studer

Was sich *gegen* unsere Großschreibung vorbringen läßt, wird Ihnen mein Freund Alfons Müller sagen, und wie ich ihn kenne, wird er es temperamentvoll tun. Mich hat der Vorstand beauftragt, Gründe darzulegen, die *dafür* sprechen. Mein Hauptargument wird in die Vergangenheit zurückgreifen; darum skizziere ich zunächst die Entstehung der Großschreibung und die Versuche, von ihr wieder loszukommen.
Wie fast alle europäischen Völker benützen wir das lateinische Alphabet. Es kannte bis ins 4. nachchristliche Jahrhundert nur Großbuchstaben (Kapitale und Unziale). Aus der Unziale entwickelte sich ein zweites lateinisches Alphabet: die Kleinbuchstaben oder Minuskeln.
Im 8. Jahrhundert tauchen die ersten *deutschsprachigen* Texte auf, aufs Pergament gemalt in lateinischer Minuskelschrift. Die früheren Großbuchstaben verwendeten die Mönche zwar auch

noch, aber nur für Initialen am Beginn von Textabschnitten oder Strophen.
Ums Jahr 1000 kam der St.-Galler Mönch Notker III., ein bedeutender althochdeutscher Prosaschriftsteller, auf die Idee, jeden neuen Satz mit einem Großbuchstaben zu beginnen. Indessen verging noch ein halbes Jahrtausend, bis sich dieses Prinzip der ‚*Initienmajuskel*' völlig durchgesetzt hatte. Durchgesetzt hat es sich schließlich in allen europäischen Sprachen: man beginnt jeden Satz mit einer Majuskel.
Im *Innern des Satzes* verwendete Notker noch keine Großbuchstaben. Doch schon bei seinen Mitbrüdern bahnte sich eine zweite Verwendung der Majuskel an: einige begannen, die *Eigennamen* großzuschreiben. Auch das setzte sich nur langsam durch, griff dann aber im späteren Mittelalter auch bereits über seine Grenzen hinaus, indem Namenzusätze (Konrad der Schenk) oder Titel und Amtsbezeichnungen (König, Graf, Bischof, Bürgermeister) ebenfalls großgeschrieben wurden. Am Ende des Mittelalters war, im Latein und in den Volkssprachen, annähernd die Entwicklung erreicht, die wir als ‚gemäßigte Kleinschreibung' bezeichnen würden: Majuskeln am Satzanfang und für Eigennamen plus Titel.
Ungefähr so verwendete die Großbuchstaben auch Luther in seinen frühen Schriften und noch in seinem Neuen Testament von 1522. Nomina sacra wie Gott und Herr schrieb er damals noch klein.
1523 erschien seine Übersetzung des Alten Testaments. Im Vorwort machte er die überraschende Erklärung, er habe das Wort ‚Herr' auf verschiedene Arten drucken lassen, entweder mit lauter Majuskeln (HERRE) oder nur H und E groß (HErr), je nach der exegetischen Bedeutung. Aber auch andere Wörter, profane, begann er jetzt großzuschreiben, wenn er sie nämlich betonen wollte. Genesis 1,5 schreibt er z. B. so:

> Da scheidet Gott das liecht von finsternis/
> vnd nennet das liecht/Tag/ vnd die finsternis/Nacht./

Wie damals (neben der Exegese) gerade der *Nachdruck* Luthers Großschreibung beeinflußte, zeigt der hübsche Vergleich der in der Bibel vorkommenden Esel, die er kleinschreibt, mit einer Stelle in der Streitschrift „Vom miszbruch der Messen" (1522), wo er einen Gegner als ‚Esel' tituliert, großgeschrieben. *

* Über Luthers Verwendung der Majuskeln in den verschiedenen Lebensabschnitten vgl. die Berner Dissertation von Walter Rudolf Weber, Das Aufkommen der Substantivgroßschreibung im Deutschen, München 1958, S. 28—48. Weber widerlegt die verbreitete Ansicht, Luther habe die Orthographie seinen Druckern anheimgestellt.

In den nach 1523 rasch aufeinanderfolgenden Neuauflagen seiner Bibel schreibt dann Luther, offenbar einem innern Drang gehorchend, immer mehr Substantive groß, zuerst konkrete wie Hand, Knecht, Schaf, später auch abstrakte wie Ansehen, Gestalt, Sünde. Er scheint also das Prinzip, besonders betonte Dinge großzuschreiben, fallengelassen und dafür die generelle Substantivmajuskel ins Auge gefaßt zu haben.
Dieses neue Prinzip machte nach Luthers Tod in Deutschland Schule, wurde allerdings auch bekämpft. Zum gesamtdeutschen Durchbruch verhalf ihm schließlich der Grammatiker und Dramatiker Gottsched im frühen 18. Jahrhundert. Ein Rückzugsgefecht lieferte die Zwingli-Bibel, die faßt 300 Jahre unverändert nach der Orthographie von 1536 gesetzt wurde. Erst im Neudruck von 1813/14 holten die Zürcher Pastoren, und nun mit einem Schlag, den orthographischen Rückstand auf.
Die Angriffe auf die Großschreibung aller ‚Hauptwörter' waren freilich nie ganz verstummt. Einigen Widerhall fand aber erst Jacob Grimm. Zwar gab er das Buch, das die neuere Germanistik begründete, nämlich den 1. Band seiner „Deutschen Grammatik" von 1819, noch in der gewohnten Orthographie heraus; doch die 2. Auflage von 1822 erschien in gemäßigter Kleinschreibung. Das Studium der altdeutschen und altnordischen Dichtungen hatte ihn zu der Überzeugung geführt, im Mittelalter habe man die Majuskeln sinnvoller verwendet, nämlich bloß für Satzanfänge und Eigennamen. Diesen älteren (und für ihn edleren) Zustand strebte er seit 1822 wieder an und ließ von nun an alle seine Werke, auch das gemeinsam mit dem Bruder begonnene „Deutsche Wörterbuch", in gemäßigter Kleinschreibung drucken. Ihm schlossen sich die Berliner Philologen Karl Lachmann, Moritz Haupt und Karl Müllenhoff an. Moritz Haupt als Begründer des ältesten noch existierenden Fachorgans ließ seit 1841 auch die Zeitschrift für deutsches Altertum in gemäßigter Kleinschreibung setzen, ebenso Julius Zacher die 1869 gegründete Zeitschrift für deutsche Philologie; 1874 folgten die Junggrammatiker Hermann Paul und Wilhelm Braune mit *ihrer* Zeitschrift dem Beispiel. Damals schien es, als setze sich die gemäßigte Kleinschreibung wenigstens in der germanistischen Fachliteratur durch.
Die Bewegung blieb jedoch seit 1900 stecken. Schon Jacob Grimms engster Vertrauter, sein Bruder Wilhelm, hatte nicht mitgemacht: die hauptsächlich von Wilhelm Grimm betreuten Kinder- und Hausmärchen waren nie in Kleinschreibung erschienen, auch Wilhelms eigne Bücher nicht. Unter den Junggrammatikern versagten sich Eduard Sievers, Friedrich Kluge und Wilhelm Streitberg; selbst Hermann Paul kehrte im „Grundriß der

germanischen Philologie“ und in seiner fünfbändigen „Deutschen Grammatik“ zu den Substantivmajuskeln zurück. Zwischen 1926 und 1938 gaben auch die drei erwähnten Zeitschriften die gemäßigte Kleinschreibung auf.
In der Öffentlichkeit hatte die von Jacob Grimm ausgehende Bewegung im 19. Jahrhundert so gut wie kein Echo geweckt, nicht einmal unter der Lehrerschaft. An den Orthographiekonferenzen von 1876 und 1901 standen andere Reformen im Vordergrund. Nach dem 1. Weltkrieg und besonders nach 1945 meldete sich die Schule aber resolut zum Wort, und die Groß- oder Kleinschreibung wurde nun zum Streitobjekt Nummer 1.
Als vor zwei Jahrzehnten der Ruf nach der Kleinschreibung immer vernehmlicher wurde und die Massenmedien das Thema aufgriffen, setzte in der Bundesrepublik die Ständige Konferenz der Kultusminister einen ‚Arbeitskreis für Rechtschreiberegelung‘ ein. Diese Experten tagten zwei Jahre lang und erörterten auch andere Probleme wie die Interpunktion, die Silbentrennung und die Eindeutschung der Fremdwörter. 1959 traten sie in Wiesbaden mit sechs Reformvorschlägen an die Öffentlichkeit. Der erste Vorschlag lautete:

> „Die Großschreibung der Hauptwörter soll durch die gemäßigte Kleinschreibung ersetzt werden. Danach werden künftig nur noch groß geschrieben: die Satzanfänge, die Eigennamen einschließlich der Namen Gottes, die Anredefürwörter und gewisse fachsprachliche Abkürzungen wie H_2O.“

Nun waren auch Österreich und die Schweiz auf den Plan gerufen; man hatte von Deutschland aus zu verstehen gegeben, man werde eine allfällige Reform nur mit Zustimmung der zwei Nachbarländer durchführen.
Die Österreichische Expertenkonferenz ergab 1961 an der Schlußabstimmung 10 Stimmen für und 10 Stimmen gegen die Einführung der gemäßigten Kleinschreibung.
1963 lehnte die Schweizerische Orthographiekonferenz mit allen gegen eine Stimme den Wiesbadener Vorstoß ab, der damit für absehbare Zeit erledigt schien. Bis in unsern Tagen die Frage erneut anhängig gemacht wurde: für totale Kleinschreibung im Mai 1970 durch Hans Nessler im deutschen Bundestag (vgl. Diskussion Deutsch 7/1972), für gemäßigte Kleinschreibung durch Louis Wiesmann im Januar 1972 im Großen Rat von Baselstadt.

In meiner Stellungnahme antworte ich zuerst auf vier oft genannte Einwände gegen die Substantivmajuskeln.

1. Die heutige Großschreibung sei unnützer Ballast, ein skurriles Sonderzüglein des Deutschen. Die andern Sprachen kämen

ohne sie aus, und sie ersparten sich damit eine Menge Schreibprobleme.

Wirklich? — Man hat ja mit den ‚andern Sprachen' meist das Französische und das Englische im Auge. (Achten Sie nun bei den folgenden drei Beispielen nur auf die Groß- oder Kleinschreibung der einzelnen Wörter.) Niemand zögert bei uns eine Sekunde, wenn er das Wort ‚Außenminister' oder ‚Minister des Äußern' zu schreiben hat. Aber neulich fragte ich eine Gruppe von jungen Welschen, wie sie den Ausdruck „le M/ministre des A/affaires E/étrangères" schreiben würden. Es gab etliche Diskussionen, besonders über E oder é in „étrangères". Und wie schreibt man den entsprechenden englischen Ausdruck „the M/minister of F/foreign A/affairs"? In der gemäßigten Kleinschreibung scheint eine sehr einfache Regel zu herrschen: man gibt die Majuskel den Satzanfängen und den Eigennamen. Wie weit reicht der Begriff ‚Eigenname'? In meinem Dekanatsjahr hatte ich viele Korrespondenzen zu führen, auch mit den Dekanaten in Neuenburg, Lausanne und Genf und einigen in Frankreich. Die Briefe, die ich bekam, hatten in der Regel folgende Anschrift: „Monsieur le P/professeur Studer, D/doyen de la F/faculté des L/lettres de l'U/université de Fribourg". In diesen Adressen gab es zwei feste Punkte: Studer und Fribourg waren immer großgeschrieben. Bei der Initiale von P/professeur, D/doyen, F/faculté, L/lettres und U/université gab es kaum zwei übereinstimmende Briefe. Und was das Englische betrifft, so muß man sich eine Reihe von Buchtiteln ansehen oder in der Presse die Überschriften der einzelnen Zeitungsartikel durchgehen, um einen Begriff zu bekommen, welche Freiheit dort in bezug auf die Groß- und Kleinschreibung herrscht. Man nimmt das seelenruhig in Kauf.

2. Eine besondere graphische Kennzeichnung der Substantive sei schon darum abzulehnen, weil der Substantivbegriff sprachphilosophisch nicht eindeutig definiert werden könne.

Diesen Einwand halte ich für richtig. Vorgebracht werden dürfte er aber nur von Verfechtern der *totalen* Kleinschreibung. Denn der Begriff ‚Eigenname' läßt sich nicht etwa besser abgrenzen, vielmehr schlechter, wie das Französische und das Englische täglich lehren.

3. Vom linguistischen Standpunkt aus lasse sich keine Extratour für eine einzelne Wortart bejahen. Die Großschreibung der Substantive wolle (nach Glinz) graphisch unterscheiden, was sich phonetisch nicht begründen lasse. Die Großschreibung sei ‚klangfremd'.

Es wird da ein altes Problem in die Diskussion geworfen: Darf die Schrift, als visueller Sinn- und Mitteilungsträger, ein ge-

wisses Eigenrecht beanspruchen (wie es in extremem Maße die englische Orthographie beansprucht)? Oder hat die Schrift ihr Daseinsrecht nur, soweit sie der graphische Reflex des Sprachklangs ist? Im zweiten Fall müßten alle Schriftsprachen, selbst das Italienische und das Spanische, ihre derzeitigen Schriftbilder aufgeben und zu einer streng phonetischen Transkription übergehn, mit einer Menge von diakritischen Zeichen. Schon die Ehrfurcht vor Schrifttexten, die, wie die Bibel oder Homer, für uns eine unersetzliche Überlieferung aufbewahren, ohne daß wir sie noch lautgerecht lesen können, sollte aber die Schrift davor bewahren, bloß als Spiegelbild des Sprechklangs hingestellt zu werden. ‚Klangfremd' wären im übrigen auch die Majuskeln der Eigennamen.

4. (Der häufigste Einwand) Unsere Großschreibung sei ganz einfach zu schwierig. Der Lehrer wolle die Deutschlektionen endlich für Sinnvolleres verwenden dürfen. Auch außerhalb der Schule kann man fast täglich hören, die Regeln der Großschreibung seien für den Durchschnittsbürger zu kompliziert.

Sicher. Aber weshalb? Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich als Hauptschuldigen an diesem Zustand den Duden bezeichne. Vor hundert Jahren erschien er zum erstenmal (1871, als Hausorthographie für das Gymnasium in Schleiz). Zur orthographischen Bibel der Deutschschreibenden wurde er erst, nachdem Bayern, Österreich und die Schweiz die Beschlüsse der Preußischen Orthographischen Konferenz von 1901 gutgeheißen hatten. Diese Konferenz hatte (wie schon ihre Vorgängerin von 1876) die Großschreibung nicht aufgegriffen, weil sie ihr zu wenig umstritten schien. Und dies legt den Schluß nahe, im 19. Jahrhundert sei die Schule mit der Großschreibung einigermaßen fertig geworden. Warum kann sie es jetzt nicht mehr? Weil der Duden nach 1901 seine Monopolstellung im deutschen Sprachgebiet, statt mit den Lehrern aller Stufen Fühlung zu halten, dazu mißbrauchte, gerade auf dem Feld der Groß- und Kleinschreibung immer spitzfindigere Regeln zu ersinnen und nach und nach jeden Grenzfall zwischen Substantiv und Adverb einzeln festzulegen (Beispiel: „im dunkeln tappen", aber „im Dunkeln herumtappen"). Noch ärgerlicher waren die schroffen Kehrtwendungen. Einmal mußte man in zwei Wörtern „Rad fahren", also mit großem Rad, in der nächsten Auflage war nur noch „radfahren" richtig. Mit andern Worten: Das Malaise kam, weil der Duden nach 1901 in seinem kleinen Machtrausch das Maß des sprachlich Reglementierbaren überschritt.

Vor neun Jahren sprach sich, auf Vorschlag von Walter Heuer und Rudolf Hotzenköcherle, die Schweizerische Orthographiekonferenz dahin aus, es sei jedem freizustellen, ob er ein Grenz-

wort wie „A/acht“ oder „R/recht“ („außer A/acht lassen“, „R/recht haben“) groß oder klein schreiben wolle. Es ist dagegen eingewendet worden, das erzeuge neue Unsicherheiten und schaffe die Probleme der Großschreibung eben nicht aus der Welt. Auch darauf antworte ich: Es gäbe leider nur ein Mittel, das Problem ohne Rest zu lösen: die radikale Kleinschreibung, die Orthographie des Telegraphenapparates. Wer für die gemäßigte Kleinschreibung wirbt, öffnet sogleich die Grenzzone zwischen Eigennamen und Appellativen, wo der Entscheid erfahrungsgemäß nicht leichter zu treffen ist als zwischen Substantiv und Adverb. *Aarebrücke* oder *aarebrücke* oder *Aare-brücke? st.-Alban-rheinweg?* Wie denkt man sich hier die Regelung des sichern Wirrwarrs? Bliebe nicht auch da nur ein breites Band des freien Ermessens?

Bis jetzt habe ich auf Argumente der Reformer zu antworten gesucht. Gibt es keine positiven Gründe für die Beibehaltung der Substantivmajuskeln? Doch, es ist schon ein ganzes Spektrum aufgezeigt worden, vom Eigenwert der Tradition bis zur Kostenberechnung.

Auf die Kostenfrage haben an der Schweizerischen Orthographiekonferenz von 1963 die Delegierten des Schriftstellervereins und die Vertreter des graphischen Gewerbes hingewiesen: Der Übergang von der Groß- zur Kleinschreibung brächte uns ein jahre- oder jahrzehntelanges Nebeneinander zweier Orthographien, was für Satz, Korrektur und Terminberechnung Unsummen verschlänge, zu schweigen von den Millionenwerten, die im Stehsatz investiert seien.

Ich fühle mich nicht kompetent, dieses Argument zu wägen, gestatte mir aber den Hinweis, daß Dänemark vor vierundzwanzig Jahren (1948) das finanzielle Risiko eingegangen ist.

Näher liegt mir eine andere Frage: Was geschähe mit den Werken unserer Schriftsteller von Luther bis Dürrenmatt? Engt man diese Frage auf die Klassiker ein (Was geschähe mit unsern Klassikern, wenn wir jetzt zur Kleinschreibung übergingen?), so hört man unfehlbar die Antwort, wir läsen den ‚Wallenstein‘ ja längst nicht mehr so, wie ihn Schiller habe drucken lassen; alle neueren Klassikerausgaben seien orthographisch modernisiert. Will man dann genau wissen, *was* inzwischen modernisiert wurde, so schrumpft die Änderung des Schriftbildes im wesentlichen ein auf die Ersetzung der alten *th* durch *t* (theuer, Reichthum, werth) — das war nämlich die wichtigste und fast einzige Neuerung der Orthographiereform von 1901. Ob aber die Werke Lessings oder Eichendorffs uns *deswegen* ferner gerückt sind? Es lohnt sich nicht, die Frage zu stellen.

Aber lohnend ist die Frage nach dem Ausmaß der Verfremdung eines bestehenden Dichtertextes durch Kleinschreibung. Dabei fällt die simple statistische Berechnung, durch die gemäßigte Kleinschreibung würde im Mittel jedes fünfte Wort verändert, und zwar sichtbar, schon ernstlich ins Gewicht. Einige Zuhörer werden sich erinnern, wie heftig manche Schriftsteller auf Vorschläge reagierten, die nach ihrer Meinung eine Nivellierung des deutschen Schriftbildes herbeizuführen drohten. Hermann Hesse wagte sogar den Ausdruck „Verarmung der *Sprache* und des Sprachbildes". Wenn man diese Aussage zum Nennwert nehmen darf, so wäre, gerade im Fall der Großschreibung, das Opfer einer Reform nicht nur die Schrift, sondern die deutsche Sprache selber.

Der Philologe, der in seiner eigenen Zunft auf den hundertjährigen und schließlich gescheiterten Versuch zur Einführung der gemäßigten Kleinschreibung zurückblickt, darf sich die Frage wohl durch den Kopf gehen lassen, ob mit den Substantivmajuskeln nicht bloß die Orthographie, sondern vielleicht unsere neuhochdeutsche Schriftsprache betroffen sei. Ich habe schon angedeutet, daß der Hauptgestalter dieser Schriftsprache, Luther, in seiner Bibelübersetzung von den Eigennamenmajuskeln (1522 NT) über die emotionale Großschreibung sinnschwerer Nomina (1523 AT) schließlich zur Großschreibung fast sämtlicher Substantive sich fortreißen ließ. Welche Weichen hat er damit gestellt? Es gibt noch keine Geschichte des deutschen Stils, nur Einzeluntersuchungen; aber ich vermute, der Einfluß der Lutherbibel auf den neuhochdeutschen Prosastil sei nicht leicht zu überschätzen, wenn man bedenkt, daß die aus Luther abgezogene deutsche Schulgrammatik von Johannes Clajus selbst an den Jesuitengymnasien verwendet wurde. Wie nun, wenn im 17. und 18. Jahrhundert deutsche Prosaisten ihren eigenen Stil so fortgebildet hätten, daß sie am visuellen Geländer der Substantivmajuskeln syntaktisch immer kompliziertere Sätze zu bauen wagten? Rudolf Hotzenköcherle hat diese Vermutung ausgesprochen und an einer Reihe von Beispielen gezeigt, wie verschachtelt der heutige deutsche Satzbau ist im Vergleich nicht nur mit dem mittelhochdeutschen, sondern beispielsweise auch mit dem französischen und mit dem schwedischen Satzbau.* Ich füge bei: im Vergleich auch mit dem dänischen Satzbau, was zur Vorsicht mahnt gegenüber dem jetzt landläufigen Argument, das Dänische habe den neulichen Übergang zur Kleinschreibung ohne viel Wehen über-

* Großschreibung oder Kleinschreibung? Bausteine zu einem selbständigen Urteil, in: Die deutsche Rechtschreibreform, Stuttgart (Klett) 1955, S. 30—49. Im selben Heft S. 5—29: Hugo Moser, Rechtschreibung und Sprache. Von den Prinzipien der deutschen Orthographie.

standen. Was er mit dem verkorksten deutschen Satzbau meint, illustriert Hotzenköcherle u. a. mit folgendem Vergleich:

> *un enfant* enveloppé de plusieurs couvertures très lourdes
> *ein* in mehrere sehr schwere Decken eingewickeltes *Kind*
>
> Das französische Beispiel macht den Eindruck einer sehr logischen Gedankenführung:
> 1. *Wer?* — un enfant; 2. *Was?* — enveloppé; 3. *Womit?* — de plusieurs couvertures, und als 4. folgt die genauere Beschreibung des Mittels. Nehmen wir einmal an, hier liege eine auf das rasche Verstandenwerden ideal ausgerichtete Wortfolge vor, und bezeichnen wir die französischen Wörter der Reihe nach mit 1 bis 8, dann hat das deutsche Parallelbeispiel folgende Anordnung: 1—4—5—7—8—6—3—2.

Ich räume ein: In der Frage, weshalb unser Satzbau so geworden ist und ob wirklich die Substantivmajuskeln dafür die Voraussetzung schufen, ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Bevor wir aber den Sprung in die Kleinschreibung wagen, möchte ich wünschen, daß man einmal versuchsweise deutsche Prosawerke, wie die Hamburgische Dramaturgie, die Wahlverwandtschaften, den Grünen Heinrich, den Witiko und Fontanes Effi Briest, auch Musils Mann ohne Eigenschaften und Frischs Tagebuch, in Kleinschrift umsetze, um zu prüfen, wie gut sie sich in diesem Gewand noch lesen lassen. Ich glaube nämlich, daß wir seit langem unser Auge daran gewöhnt haben, anspruchsvolle Wortfolgen mit Hilfe der Substantivmajuskeln zu gliedern, und daß wir beim lauten Lesen den Satzakzent mit Vorliebe auf die ‚Hauptwörter' legen.
Und ich glaube ferner, daß wir einen deutschen Prosastil unter den Bedingungen der Kleinschreibung erst noch entwickeln müßten. Von der germanistischen Fachliteratur her bin ich das Lesen kleingeschriebener Texte gewohnt. Unter den kleinschreibenden Germanisten könnte ich aber keinen einzigen den Studenten als stilistisches Vorbild empfehlen. Auch Jacob Grimm nicht: wie mühsam liest er sich im Vergleich zu seinem Bruder Wilhelm!
Zusammenfassend: Die deutsche Orthographie scheint mir leichter erlernbar zu sein als die französische oder die englische. Ideal ist sie natürlich nicht. Das Schwierigste und Inkonsequenteste an ihr ist die Wiedergabe der langen Vokale (dir/vier/Vieh — geben/stehlen/leer — Tod/Ohr/Moos). Weniger strapazierend, dafür völlig sinnlos ist der Wechsel von *v* und *f* (vor/für). Die Großschreibung aber ist zu sehr mit syntaktischen und stilistischen Hypotheken belastet, als daß man sie durch ein bloßes Dekret verabschieden könnte.

Wer die Hoffnung nährt, der Übergang zur gemäßigten Kleinschreibung würde die Handhabung der Majuskeln problemlos machen, mag einen Blick in den Guide du Typographe romand werfen: Dort füllen die 43 Hauptregeln für das Großschreiben samt Nebenregeln und Ausnahmen immerhin 17 Druckseiten. Lohnte eine solche ‚Erleichterung' die durchgehende Verfremdung des bisherigen deutschen Schriftbildes? Denkt man zudem an das Vermächtnis unserer Poesie, die seit Grimmelshausen ihren Stil unter der Geltung der Substantivmajuskel entwickelte und ein Anrecht hat, unter dem Gesetz ihrer Entstehung nachgedruckt zu werden (oder wollte man es wagen, Partien, die durch Kleinschreibung mißverständlich werden, stilistisch zurechtzurücken?), so muß man, wie ich glaube, einen andern Ausweg aus dem jetzigen Malaise suchen. Nicht die derzeitige Regelkasuistik ist zu schützen, sondern eine *praktikable* Art der Großschreibung. Man sollte ihr erlauben, mit einfachen Regeln auszukommen, indem man sie im berüchtigten Randgürtel der Grenz- und Zweifelsfälle liberalisiert.

Die rechtschreibreform ist fällig

Von dr. Alfons Müller-Marzohl

Niemand weiß, was ein substantiv ist

Bekanntlich ist das system unserer großschreibung erst im zeitalter des barocks geboren worden. Aber die geburt ging sehr schwierig vonstatten, und das kind ist mit einem schweren geburts- und erbschaden behaftet worden: Es ist weder den barocken grammatikern noch ihren nachfolgern gelungen, genau zu umschreiben, was eigentlich unter einem substantiv zu verstehen wäre. Den begriff „nomen", der die mittelalterliche grammatik beherrschte, konnte man leichter abgrenzen: Er umfaßte alle wörter, die der deklination unterliegen, also neben den nomina propria vor allem auch die adjektive. Wohl unter dem einfluß der philosophischen substanzlehre hat sich dann aber das undefinierbare substantiv theoretisch verselbständigt, und es ist deutschem schulmeisterdenken und deutscher pedanterei (Grimm) gelungen, eine substantiv-weltanschauung aufzubauen.
Aber weltanschauungen, die sich nicht in zehn sätzen zusammenfassen lassen, taugen bekanntlich nichts. Was soll man da denken, wenn schon der grammatiker Adelung 1788 der großschreibung 16 seiten widmen mußte, und wenn sich das Duden-taschen-

wörterbuch (band 6) gezwungen sieht, 256 seiten mit 76 regeln an die großschreibung zu verschwenden?
Dr. Jakob Knaus hat den widersinn dieser regeln vor kurzem am radio treffend skizziert: „Wenn ich radfahren will, muß ich ‚radfahren' in einem wort klein schreiben, will ich aber, daß er *R*ad fährt, so muß ich dies in zwei wörtern schreiben, wobei das ‚*R*ad' mit großem buchstaben beginnt. Wenn ich dagegen *A*uto fahren will, muß ich in jedem fall getrennt schreiben und ‚*A*uto' selbstverständlich groß. Es kommt also auf das vehikel an, ob ich es groß und getrennt oder klein und zusammen schreiben muß."
Ich muß darauf verzichten, den widersinn an dutzenden, ja hunderten von beispielen weiter zu demonstrieren. Aber den hinweis auf mindestens zwei klassische funde möchte ich nicht unterlassen: auf „eine Zeitlang" und auf „drei *V*iertelstunden". Selbst der eingefleischteste freund der großschreibung gerät ins nagelkauen, wenn er Ihnen erläutern soll, warum nun eigentlich „eine Zeitlang" ein substantiv sei. Als eigentliche kinderquälerei aber muß es bezeichnet werden, wenn man die schüler darauf abrichtet, „dreiviertel" und „Dreiviertel", „in einer dreiviertel Stunde", „in dreiviertel Stunden", „in drei Viertelstunden" und „in drei viertel Stunden" voneinander zu scheiden.
Völlig unentwirrbar sind die verhältnisse bei den „substantivisch gebrauchten" wortarten. Sie lassen sich nicht durch eine liberalisierung oder durch eine vermehrte großschreibung entwirren (beides ist schon oft vorgeschlagen worden), sondern nur durch die gemäßigte kleinschreibung.
Man weist nun freilich auf die komplikationen der großschreibung im französischen oder im englischen hin und will uns glauben machen, die gleichen schwierigkeiten müßten sich nach der reform auch bei uns einstellen. Gemeint sind z. b. die zweifel bei der schreibung von eigennamen: Maison blanche, Maison Blanche. Aber alle diese schwierigkeiten bestehen heute schon im deutschen. Die reform wird keine einzige neu hinzufügen. Die frage ist lediglich, ob es uns gelingt, möglichst viele der bestehenden schwierigkeiten durch eine sehr klare und einfache regelung zu beseitigen.

Die praxis zeigt, daß die großschreibung nicht notwendig ist

Die großschreibung wird vor allem mit theoretischen überlegungen verteidigt. Scharfsinnig versucht man zu beweisen, daß die reform zu schweren mißverständnissen führen müßte, und man zieht mit den 55 berühmten beispielen ins feld, welche die schweizerische orthographiekonferenz seinerzeit als schwerste geschütze bereitgestellt hat.

Aber auch hier wird die theorie durch die praxis tagtäglich widerlegt. Schon früher hat der gebrauch anderer alfabete (Morse, stenografie) gezeigt, daß die kleinschreibung keine verständnisschwierigkeiten mit sich bringt. Vor allem erweist nun der siegeslauf des fernschreibers, daß die befürchteten mißverständnisse nicht auftreten. Heute schon wird ja ein großer teil des zeitungsrohstoffes kleingeschrieben in die redaktionen und setzereien geliefert, ohne daß dies überhaupt noch auffällt. Und die computertechnik kann ebenfalls auf die großschreibung verzichten.
Daß ohne die barocke großschreibung auszukommen ist, beweisen aber auch die vielen wissenschaftlichen werke, die kleingeschrieben sind, vor allem das 32bändige deutsche wörterbuch der brüder Grimm, das wie kein anderes kompendium die gesamte begriffswelt der deutschen sprache erhellt, und zwar mit kleingeschriebenen substantiven.
Angesichts dieser überwältigenden beweise, die jederzeit nachvollziehbar sind, wirkt der hinweis auf die konstruierten beispiele („der gefangene floh", „der liebe frühling") bemühend; denn es lassen sich leicht auch gegenbeispiele konstruieren („Die Alte ernährte sich mit Spinnen." „Fliegen, welch ein Genuß." „Wahlen in Paris" — bundesrat Wahlen oder volkswahlen?) Zudem sei die frage erlaubt: Warum verstehen wir das gesprochene deutsch ohne mühe, obschon beim sprechen keine großen buchstaben gebraucht werden? Die antwort „Wegen des tonfalls" stimmt auf alle fälle nicht.
Auch das argument, der „verkorkste satzbau" des deutschen erfordere die großschreibung, läßt sich umdrehen und widerlegen.

Die kennzeichnung der substantive widerspricht dem system der lautzeichen

Die buchstabenschrift hat den zweck, laute wiederzugeben (wobei es sich allerdings in einigen sprachen um die historische lautung handelt). Es widerspricht nun völlig dem sinn der buchstabenschrift, wenn der benützer gezwungen wird, dem lautkriterium ein grammatisches hinzuzufügen. Die deutsche sprachgemeinschaft ist die einzige, welche den schreibenden dazu nötigt, beständig eine wortanalyse vorzunehmen, um eine bestimmte wortart aufzuspüren und diese dann vor allen andern auszuzeichnen. Es wirkt grotesk, daß wir uns der nutzlosen mühe unterziehen, jedem wirklichen oder vermeintlichen substantiv eine ehrenbezeigung zu erweisen, sobald es unsere wege kreuzt.
Wir beugen uns also noch immer dem befehl Adelungs aus dem

jahre 1781: „Die zu substantiven erhobenen wörter sollen in ihrer neuen würde sogleich kenntlich gemacht werden."
Wenn man schon den grundsatz aufstellt, bestimmte wortarten seien besonders zu kennzeichnen, so ist nicht einzusehen, warum man nicht auch die adverbien von den adjektiven abhebt. Denn es müßte eigentlich dem grammatiker in der tiefsten seele zuwider sein, daß man wörter wie „gut" in den beiden sätzen: „Es ist gut" und „er lebt gut" gleichschreibt, obschon es sich das einemal um ein adjektiv und das anderemal um ein adverb handelt. Macht sich niemand auf, auch diese möglichkeit, die rechtschreibung zu komplizieren, recht bald zu verwirklichen?

Die belastung für die schule ist unzumutbar

Nach glaubwürdigen untersuchungen verwendet die schule für kein fach gleichviel zeit mit so wenig erfolg wie für die rechtschreibung, vor allem für die groß- und kleinschreibung. Der übergang zur gemäßigten kleinschreibung ist daher ein wesentlicher beitrag an die schulreform. Da die entbehrlichkeit der traditionellen regelung erwiesen ist, muß der zeitaufwand der schule dafür als unzumutbar bezeichnet werden.

Der schreibdrill beeinträchtigt den sprachunterricht

Der zwang, sich dauernd mit der großschreibung auseinanderzusetzen verleitet viele lehrer dazu, die entwicklung des sprach- und stilgefühls zu vernachlässigen. Deshalb stellt der herkömmliche sprachunterricht nur allzuhäufig eine entbehrliche nebensache in den vordergrund. Und das leidige: durch das einpauken der großschreibregeln kann nicht einmal das logische denken angeregt werden (wie dies oft fälschlich behauptet wird), weil die großschreibung nicht logisch, sondern willkürlich geregelt ist.

Die großschreibung — eine heilige kuh

Weil dem großschreibunterricht so viel zeit eingeräumt wird und weil verstöße gegen die regeln mit roten strichen und mit gefährlichen noten geahndet werden, erhält die beherrschung der großschreibregeln auch eine moralische wertung: Wer fehler macht, handelt nicht gut. Daher ist (nach prof. Weisgerber) unser großschreibsystem zu einem „objektivierten gebilde" geworden, d. h. zu einem system, das sich mit traditionellen vorstellungen,

gefühlen und argumenten aus dem unbewußten der rein logischen beurteilung zu entziehen weiß. Wo immer über die großschreibung diskutiert wird, besteht gefahr, daß die argumentation unbemerkt durch die gefühle gelenkt wird. Das führt so weit, daß immer wieder sprache und schrift gleichgesetzt werden und daß viele leute jede änderung der schreibung als eine vergewaltigung der sprache beurteilen. Die großschreibung ist zur heiligen kuh geworden, die man auch dann nicht beseitigen darf, wenn sie schaden stiftet. Es ist aber zu betonen, daß sprache und schrift nicht dasselbe sind, sondern daß schrift nichts anderes ist als ein mittel, die sprache optisch wiederzugeben.

Die rechtschreibung hat auch einen sozialen aspekt

Wir wissen schon längst, daß die rechtschreibung (auch von den lehrern) als volkstümlicher maßstab der intelligenz gebraucht wird. Da nun aber ihre schwierigkeiten so groß sind, daß niemand alle regeln beherrscht, fliehen die weniger geübten vor der schrift. Viele menschen empfinden beim schreiben angst, sich zu erniedrigen, andere werden dauernd vom schlechten gewissen gequält, das ihnen der sprachlehrer eingepflanzt hat. Und das führt zu einer der blockierungen, die schuld daran sind, daß das system der *éducation permanente* trotz dringendster notwendigkeit nicht oder nur zum kleinen teil verwirklicht werden kann. Der größte teil der menschen geht aus gründen, wie sie angedeutet worden sind, der fort- und weiterbildung aus dem wege.
Schrift hat, wie schon erwähnt, die aufgabe, der verständigung zu dienen, nicht aber diejenige, eine vermeintliche gelehrsamkeit zu demonstrieren. Jedermann ist heute auf das schreiben angewiesen, und deshalb soll die schrift von unnötigen komplikationen befreit werden. Das buchstabenritual, welches nur dem siebenmal eingeweihten zugänglich ist, entspricht einer bildungsideologie, die nicht mehr die unsrige sein kann.

Großschreibung und legasthenie

Zu den bescherungen der neuzeit gehört die rasche zunahme der legasthenie (der lese-rechtschreib-schwäche). Da sich schon der schulneuling — allen gegenteiligen empfehlungen zum trotz — auch mit der großschreibung abzugeben hat, verschlimmert sich die schwäche. Fachleute, die dieses gebiet nervöser störung erforschen, rufen eindringlich nach einer vereinfachung der rechtschreibung.

Steigerung der schreibleistung

Die erkenntnis, daß durch die gemäßigte rechtschreibung die leistung auf der schreibmaschine ohne zusätzliche anstrengung um gut 20 prozent zu steigern ist, stammt nicht von heute. Aber man hat dieses argument stets entrüstet von sich gewiesen: Wie kann man auch, wo es um „fragen des geistes" geht, nützlichkeitsüberlegungen anstellen? An die gegenfrage hat man nicht gedacht: Wie kommt es, daß man ein instrument des geistes so kompliziert gestaltet, daß es seine aufgabe nur unvollkommen und nur sehr kostspielig erfüllen kann? Wäre es nicht an der zeit, diese möglichkeit der rationalisierung dankbar zu nützen? Wie lange noch soll das heer der sekretärinnen und aller andern schreiber 20 prozent nutzlose arbeit leisten?

Die rechtschreibreform ist kein kulturbruch

Viele gegner der rechtschreibreform bezeichnen den übergang zur kleinschreibung als einen kulturbruch (freilich ohne zu erklären, was ein „kulturbruch" ist). Sie übersehen, daß sich die kultur nur durch wandel weiterentwickelt. Wenn man jeden wandel als bruch bezeichnet, dann besteht freilich unsere kulturgeschichte aus einer kette von kulturbrüchen.
Von einem eigentlichen kulturbruch kann aber sinnvoll nur dann gesprochen werden, wenn eine änderung dermaßen wesentlich ist, daß die kommende generation das schaffen der vorfahren weder erkennen noch weiterführen kann. Würden die Chinesen eines tages von der bilderschrift zur lautschrift übergehen, so könnte man wohl von einem kulturbruch sprechen, weil alle bisherigen inschriften und publikationen den folgenden generationen unverständlich würden. Der übergang zur kleinschreibung ist jedoch in diesem sinne überhaupt kein bruch, weil heute schon die großschreibung und die kleinschreibung problemlos nebeneinander leben und weil nach dem übergang alle früheren texte ohne schwierigkeiten lesbar bleiben. Im gegensatz dazu sind die handschriften unserer vorfahren durch den verzicht auf die „deutsche schrift" für die junge generation beinahe unlesbar geworden. Ja selbst die frakturschrift bereitet ihr erhebliche mühe. Dennoch ist auch durch diesen übergang kein wirklicher kulturbruch entstanden.

Die umstellung verursacht weder wirtschaftliche noch organisatorische probleme

Die umstellung auf die kleinschreibung braucht sich nicht von einem tage auf den andern zu vollziehen. So wie alte und neue

briefmarken nebeneinander gebraucht werden können, so wird es auch während zehn bis zwanzig jahren die alte und die neue schreibweise nebeneinander geben. Es besteht nicht der geringste grund, den gesamten stehsatz zu vernichten, um sofort alle neuauflagen anzupassen (wie dies die verleger stets zu unrecht behaupten). Kein fachbuch muß neu aufgelegt werden, bevor der inhalt veraltet ist, kein katalog ist neu zu schreiben. Das dänische beispiel zeigt, wie harmlos die umstellung vor sich geht: Zunächst verzichten die schule und die verwaltungen auf die majuskeln, dann folgen nach freiem belieben die zeitungen, und auch die verleger stellen sich nach eigenem ermessen um. Wichtig ist ja nur, daß die schule sofort von der diktatur der großen buchstaben befreit wird.

Wir sollen nicht hörige, sondern herr der schrift sein

Es ist nicht einzusehen, warum eine sprachgemeinschaft unzweckmäßige und schädliche rechtschreibregeln von generation zu generation weiterschleppen sollte, wenn eine verbesserung so leicht möglich ist. Traditionen in ehren, aber wir haben das recht, sie auf ihren sinngehalt und ihre berechtigung zu prüfen. In bezug auf unser problem heißt das: Wir wollen nicht hörige, sondern herr der schrift sein (wie dies prof. Leo Weisgerber in einem seiner wegweisenden werke gefordert hat). Ist es nicht so, wie der schulmeister und grammatiker Valentin Ickelsamer um 1530 herum in seiner Teütschen Grammatica geschrieben hat: „Orthographie ist die sau in der Grammatica"?

Wort und Antwort

Politesse (vgl. Heft 6, 1971, und Heft 1, 1972)

Die Umfrage über das scheußliche und unsinnige Wort „Politesse" für „Verkehrspolizeigehilfin" ist ziemlich mager verlaufen. Einig sind sich aber alle darüber, daß das dumme Wort abzulehnen sei. Die sinnvollsten Vorschläge stammen von Dr. Kurt Brüderlin, Riehen, und von Ernst Joseph Görlich, Wien. Beide schlagen das schlichte Wort „Polizistin" oder „Hilfspolizistin" vor. Dabei sollte es wohl bleiben. Ob ein weiterer Vorschlag, derjenige von O. Frei, Bern, nämlich „Poltesse" eine so eingängige Kurzform wäre, könnte ebenso als fraglich bezeichnet werden wie die Behauptung, daß dieses Wort an poltern erinnere. Und daß der weitere Vorschlag des gleichen Verfassers, den dieser als „schlechthin genial" erhöht, nämlich „Polizeihostesse" wirklich so genial sei, ist mit großem Recht zu bezweifeln. Ich sehe überhaupt nicht ein, was das Wort „Hostesse" im Zusammenhang mit der Verkehrsregelung zu tun hat. Hostesse heißt „Gastgeberin". Bei der